

# Romanze in Marseille. Teil 6

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 23

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672363>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Romanze in Marseille

Als der Franzose seinen Kopf wieder wie ein schweres Gewicht von der Theke hob und um sich blickte, als wundere er sich, dass die Welt in der Zwischenzeit nicht aus den Fugen gefallen war, griff er von neuem zum Glas und stiess mit den Zufallskumpanen an. «Auf François und den Frieden der Welt!» rief er halb lachend, halb stammelnd. «Auf Hölderlin! Meine lieben deutschen Brüder!» Jetzt war es ungewiss, ob Monsieur Gaston in seinem Rausch nur ironisch war oder schon gemein. Günter Frank stutzte einen Augenblick, misstrauisch werdend, und Martin rief Protest erhebend und vom Weingenuss angefeuert: «Sie irren sich, Monsieur, ich bin kein deutscher Bruder — ich bin Schweizer!»

«Ach, ein Schweizer!» Der Franzose horchte belustigt auf. «Quelle nouvelle! Das ist ja unverzeihlich... Auch der toleranteste Weltbürger wird böse, wenn man seine Nationalität verwechselt. So, du bist also ein Schweizer, mein Freund, ein Suisse... ich bin bestürzt, dass ich das deiner Nase nicht sogleich angesehen habe...» Martin wollte schon heissblütig auffahren, da legte der Mann von neuem seinen Kopf auf die Arme.

«Das hat ihm den Rest gegeben», meinte Frank grinsend.

In diesem Augenblick klirrten die Glasperlen und ein vielleicht zehnjähriges, dunkelhäutiges Mädchen erschien. Es blickte die Männer ängstlich an, stellte wortlos eine leere Flasche auf die Theke und legte Geld dazu. Der Wirt nahm das Geld, zählte es gemächlich schnaufend, ergriff die Flasche und schlurftete mit ihr in den Hintergrund. Das Mädchen wartete ohne sich zu rühren und betrachtete den Mann, der auf seinen Armen zu weinen schien, mit grossen dunkelglänzenden Augen. Eine eigentümliche Stille herrschte plötzlich.

Der Wein wirkte in Martins Kopf; die Dinge hatten sich verändert. Die Welt war plötzlich wie ein offenes Buch, problemlos und in der gut-

mütigsten Weise rund. Und doch sagte er: «Wir müssen aufbrechen — ist es nicht höchste Zeit?»

«Zum Teufel mit diesem Nachtsyl!» stiess Günter Frank aus, «dort bekommen wir keinen Wein zu trinken! Ausserdem werden wir wie Vieh behandelt, wie Sträflinge... Gefällt es dir nicht in dieser gemütlichen Spelunke? Morgen sehen wir uns zum letztenmal — und überhaupt ist es auch schon zu spät... Du willst doch kein Spielverderber sein? Komm trink!»

Er griff nach seinem Glas und trank es in einem Zug leer. Seine Augen glänzten, die Melancholie darin war verschwunden. «Es gibt einen Frank, der nüchtern ist», dachte Martin, «und einen anderen, wenn er getrunken hat. Aber gibt es nicht auch eine Menge Andereggs in mir?» Trinken, sich betäuben und vergessen, das wollte Frank. Der Wein veränderte die Welt und die Menschen; er machte aus Schwarz Weiss und aus Weiss wieder Schwarz.

«Und wo werden wir schlafen?» fragte er obenhin. Im Grunde machte er sich keine Sorgen.

«Schlafen!» fuhr Monsieur Gaston verstört auf. «Wieso schlafen? Wozu schlafen? Wir werden nicht schlafen...» Er blickte die beiden entgegenstarr an. «Schlafen können wir bald lange genug. Trinken wollen wir — ja! Und nachher gehen wir nach Hause...» Und mit einer Gebärde, die ihn beinahe umwarf: «Sie werden meine Gäste sein! Ich bestehe darauf.»

Die beiden schauten sich verdutzt an. War das nur der Scherz eines Betrunknen oder Ernst? Waren sie wirklich die Gäste dieses Mannes, der zwar einen verkommenen Eindruck machte, aber klug und gebildet war, aus einer anderen Gesellschaftsschicht stammte, der irgendwie bizarr und verschroben wirkte? «Sie scherzen...» sagte Frank lächelnd.

«Niemals! Meine Scherze sind immer ernst gemeint, aber weil ich das Leben ernst nehme, fasst man mich spasshaft auf. Ihr seid meine Gäste, d'accord?»

Der Wirt lachte. Er hatte die volle Flasche dem Mädchen überreicht, das sie ergriff, in seine Arme nahm wie eine Puppe und fluchtartig den Kellerraum verliess. Die Glasperlen klirrten.

«François, noch einmal!» rief Monsieur Gaston, und als dieser ihn ratlos anblickte, wiederholte er seinen Wunsch in französischer Sprache.

Und noch einmal brachte der Wirt die Gläser mit dem milden spanischen Wein; von neuem wurde der Kulthandlung des Trinkens gehuldigt. Monsieur Gaston lebte wieder auf, schwatzte wirres Zeug, und die geistvollsten seiner Scherze fielen sozusagen unter den Tisch, weil Martin noch in so vielen Dingen des Lebens ahnungslos war wie ein Bursche vom Lande. Handkehrum beklagte Monsieur Gaston sein trauriges Schicksal und umarmte die beiden abwechslungsweise. Frank trank gern, das hatte Martin nun endgültig erfasst. Der Wein floss ja auch ihm nur zu willig in die Kehle, sein Kopf begann zu glühen, sein Wahrnehmungsvermögen sich zu vernebeln, zu verengen und zu zerfahren. Er hörte sich jetzt auf einmal Worte und Satzketten aussprechen, die noch kurz vorher seinen Mund nicht verlassen hätten. Er hörte sich sogar prahlen, nicht arg war es, aber er versuchte sich doch in ein günstiges Licht zu setzen, sich selbst bengalisch zu beleuchten. Und dann wieder lächelte er einfach glücklich oder auch ein wenig blöd vor sich hin, und je länger sie tranken, um so weniger beschäftigte ihn der kommende Tag. Die Zukunft ist ja auch fern, wenn man trinkt, völlig gestaltlos, oder sie erscheint dem Trinkenden in einem verheissungsvollen, rosigen Schimmer.

Später erschien ein Soldat in Khakiuniform mit einem schwermütigen Gesicht, der in sich gekehrt seinen Wein trank. Nachher kamen zwei Marseillaner, die feurig diskutierten und sich an ihren Gesten und Worten mehr berauschten als am Wein. Der Schankwirt beschleunigte sein Tempo nicht im geringsten; gemächlich schlurfte er zu seinen Fässern, seufzte, wenn er sich bückte und seufzte, wenn er sich wieder aufrichtete. Und Martin bemerkte kaum mehr, dass Monsieur Gaston die ganze Zeche wie ein Grandseigneur bezahlte, dass er über die zwei Stufen hinaufstieg und durch den klirrenden Glasperlenvorhang in die Gassenschlucht hinaustaumelte.

Es war inzwischen Nacht geworden. Lichter blinkten, Musik war zu hören. Sie sahen viele Menschen, die vor den Türen wie vor Höhlen hockten, müssig herumstanden und den Abend

genossen. Frauen lachten und Frauen keiften; Kinder heulten und lärmten. Der Himmel schien fern und die Heimat auf einem anderen Weltkörper. Sie taumelten an einem Liebespaar vorbei, das sich in einer Mauernische eng umschlungen hielt.

Und dann befanden sie sich wieder auf dem Quai du Port. Nicht weit hinter ihnen erblickte Martin die unheimlich aufragende Silhouette der Umladebrücke — dieses stählernen Ungetüms. Und dahinter war der Turm vom Fort St. Jean. Drüben auf dem Felsenhügel erhob sich Notre-Dame de la Garde; jetzt funkelte ihr Gold nicht mehr. «Warum müssen die Heiligen und Madonnen immer in Gold gefasst sein?» dachte er, «und warum haben sie auch die Laster und Verbrechen zu behüten?» Ueberall flimmerten und zuckten Lichter. Das Wasser im alten Hafen glitzerte da und dort, als hätte man Goldpailletten darüber gestreut. Und eine schwüle, wohlhlüstige Wärme herrschte; die aufgespeicherte Hitze des Tages wurde vom Pflaster ausgestrahlt. Eine Strassenbahn rasselte vorbei und die Stromgeissel funkte. Unwirklich war alles, wie die verwackelten und undeutlichen Bilder der Camera obscura in seiner Kindheit. Er glaubte zeitweise zu träumen, so unwirklich erschien ihm alles. Die unzähligen Lichter, das schwarze Wasser mit den Goldpailletten zur Rechten, der bestirnte Nachthimmel, die Geräusche der grossen, fiebernden Stadt.

Günter Frank, der eine Menge Wein ertragen konnte, hatte Monsieur Gaston untergefasst, und Martin war auf die andere Seite getreten und tat das gleiche. Als sie sich jedoch der nächsten Bar näherten, steuerte der Franzose mit verblüffender Zielsicherheit darauf zu. Frank hielt ihn zurück.

«Wozu, Monsieur Gaston?» sagte er vorwurfsvoll und schonend, als dieser aufbrausen wollte. «Sie müssen doch nach Hause zu ihrer Frau! Sie werden erwartet.» Der Betrunkene blickte seinen Begleiter mit verkniffenen Augen misstrauisch an und erwiderte: «Bien sûr! Sie haben recht, mein Freund. Was bin ich doch für ein Scheusal! Mein Engel wartet auf mich. Und was wird meine Tochter von mir denken? Wie hat François gesagt! Eine Tochter müsse ihren betrunkenen Vater verabscheuen? Tonking! Madagaskar! Ich verabscheue mich doch auch! Ich könnte mich selber ansucken. Ich bin in Wirklichkeit kein Trinker, wissen Sie, meine Herren! Eigentlich suche ich etwas ... etwas ... ich weiss es nicht was, aber ich suche etwas ... vielleicht ein Elixier? Ein



Lebenselixier. (Frank wollte sagen, dass schon mancher sein Lebenselixier im Wein oder Schnaps gefunden habe, aber er hielt sich zurück). Das Leben ist ja so kurz, mon cher, so kurz... An jeder Strassenecke lauert der Tod und manchmal flüstert er mir zu: Trink noch ein Glas, Gaston, trink nur, morgen kannst du vielleicht nicht mehr... dann trinke ich eben. C'est tout.»

Während er unablässig schwatzte, wurde der Quai schnell belebter, und immer wieder trieb es Monsieur Gaston in neue Schankstätten; sie lockten und zogen ihn an wie Magnete. Er verdurstete, stöhnte er, und ob er in die Hände von Räufern gefallen sei? Erinnernte ihn aber Frank an seine Frau, war das wie ein Zauberwort, der Süchtige erschlaffte und liess sich willenlos führen. Warum tranken sie nicht weiter, wenn sie doch so schön im Zug waren? Willig hätte sich Martin in den Menschenstrudel hineinreissen lassen, in das Gasenlabyrinth der Altstadt, in die obskuren Trinklokale, wo es von Menschen aller Rassen und Erdteile wimmelte und die Frauen wie Nachtfalter, bunt bemalt und in leichten Hüllen, herumschwirrten.

Der Wein hatte seine Hemmungen gelockert oder gar aufgelöst. Vergessen hatte er, dass er noch vor vierundzwanzig Stunden rat- und hilflos unter dem Scheunendach gestanden hatte, ausgehungert und der Verzweiflung nahe.

«Wirklich, Sie müssen nach Hause», redete Frank dem Trunkenen begütigend zu, «Ihre Frau erwartet Sie. Und Sie müssen eine Kleinigkeit essen, dann fühlen Sie sich gleich wieder gut...»

«Ja, mon cher, essen müssen wir!» rief Monsieur Gaston eifrig. «Das ist eine formidable Idee — noch braucht der Mensch den Stoffwechsel. Wir werden essen wie Gargantua. Habt ihr schon von Gargantua gehört? Das war noch ein Mann! Kein pomadisierte Gigolo mit weichen Knochen. Elf Monate hatte ihn Gargamella, das war seine Mutter, im Leib getragen, und geboren hatte sie ihn durch eines ihrer Ohren. Sie hatte zuviel schlechte Kutteln gegessen. Und als er endlich am Tageslicht war, da hatte er nicht gekräht wie ein gewöhnlicher Säugling; er wollte unverzüglich zu trinken. Wein natürlich — ganze Gallonen voll... Gargantua! Das war noch ein Mann...»

Er strebte plötzlich stürmisch vorwärts über den Quai des Belges, dann durch einige stillere Strassen irgendwo zwischen dem Boulevard Notre Dame und der Rue Breteuil. Noch mehrmals zog es ihn unwiderstehlich in die Nähe der offenen Schank-

türen, doch er liess sich wie ein folgsames Hündchen weglocken, wenn ihn Frank an seinen wartenden «Engel» erinnerte.

Und dann stockte Monsieur Gaston vor einer offenen Tür. Es war ein düsteres Mietshaus, in einer Strasse, in der Ladengeschäfte, Budiken und Büros vorzuherrschen schienen. Und er sagte aufseufzend, sich gewissermassen in das Unabänderliche schickend: «Enfin — wir sind da.»

## 9.

Günter Franks gewiss hochachtbare Absicht, jetzt den unglückseligen Mann seinem Schicksal zu überlassen und mit Martin irgendwo in einem geschützten Winkel zu nächtigen, kam nicht zur Ausführung. Wie das so oft geschieht, wollte er das eine tun, ohne das andere ganz zu lassen. Seine Sinne waren wie umwölkt, seine Gedanken sprunghaft und zerfahren, und an der Art und Weise wie er seine Füsse setzte, spürte er seine Trunkenheit; er sprach und lachte lauter, gaumig und verschwommen, und er war geneigt, die Welt, so wie sie nun einmal war, die allerbeste zu finden; nur ein weniger schlechter müssten sie sein, die Menschen, dies dachte er oft, und sie hätten sich längst gegenseitig aufgefressen.

Monsieur Gaston war misstrauisch und starrsinnig wie fast alle Betrunkenen; er hätte die beiden nicht ziehen lassen, sie hätten ihm davonlaufen müssen. Hartnäckig beharrte er auf seiner Einladung. Nun, da er bald vor seinen «Engel» treten sollte, schwand ihm der Mut, so wenigstens schien es den beiden. Er wollte ihre Deckung, wollte sich ihre Eskorte sichern. Und was half es schon den Berauschten, auf die Unhöflichkeit dieses späten Besuches aufmerksam zu machen! Es war bald zehn Uhr! Einwände liess er nicht gelten. Er hatte nicht einmal vergessen, dass er seine wahllos aufgelesenen Gäste bewirten wollte. Ob sie denn keinen Hunger hätten? wollte er fast beleidigt wissen. Welch eine Frage! Wie hätten sie die Kraft finden können, Sattheit vorzutäuschen! Hunger hatten sie wie junge Hunde, und es war ein Wunder, dass sie vom Wein nicht übler beduselt waren, vom Wein, der vielleicht spanisch, aber doch nicht sehr schwer gewesen war.

Und Monsieur Gaston schleppte nun die beiden nicht gerade gewaltsam, aber doch zwingend durch den dunklen Flur und über eine Treppe hinauf.

«Sie werden mich doch jetzt nicht meinem Schicksal überlassen!» rief er fast weinerlich,

«andernfalls komme ich wieder mit Ihnen, egal wohin, meinetwegen nach Timbuktu...»

Er hatte sich eingehängt, einerseits, weil er unnötigerweise argwöhnte, sie könnten ihn doch noch stehen lassen, andererseits, weil seine Beine hin und wieder versagen wollten und er in die Knie zu sinken drohte.

«Ich will Sie meiner Frau präsentieren! Sie wird Augen machen, mon dieu... Schöne Augen hat sie — wie eine Arlesierin, aber sie ist keine... meine Frau hat spanisches Blut... sie war überhaupt ein Prachtweib, da habt ihr Deutschen ja keine Ahnung mit euren Gretchen und Walküren. Die Arme, sie hat ihr Los nicht verdient! Warum hat sie mich geheiratet? Es war ein Fehlgriff — der Fehler ihres Lebens! Ein Scheusal wie mich zu heiraten — der Himmel wird es ihr verzeihen...»

Auf dem zweiten Treppenabsatz flammte das elektrische Licht auf, trübe das düstere Treppenhaus erhellend. Jemand hatte die Lampen eingeschaltet, die schirmlos und von Fliegendreck gesprengelt an der Decke hingen.

Martin blickte verwundert um sich. Die Tapete hing teilweise in Fetzen oder die Gipswände waren mit Kinderzeichnungen bedeckt. Es roch, wie es in zahllosen Treppenhäusern zahlloser Miets Häuser riecht; nach undefinierbaren Küchengerüchen. Die Luft war schal und abgestanden. Der Wein hatte ihn verzaubert, doch war er seiner Stimme noch durchaus mächtig. Seine innere Stimme schien sich schmollend in einem Winkel verkrochen zu haben und hatte ihre Warnrufe eingestellt. Sein Gehirn war wie eingeeengt, alles was ihn bis vor einigen Stunden belastet und bedrückt hatte, war fort, verschwunden. Er spürte auch keine Müdigkeit mehr und lebte ganz dem Augenblick, der traumhaften Gegenwart.

Nachdem sie mühselig, denn Monsieur Gaston hing in ihren Armen wie ein Sack, einige Treppen erklimmen hatten, blickten sie auf einmal in eine hell erleuchtete Wohnungstür, und auf der Schwelle stand eine Frau, von der sie erwartet wurden. Dieser Augenblick war peinlich, denn wenn wildfremde Zecher einer Frau den betrunkenen Mann zuschleppen, kennt die Verlegenheit und Beschämung kaum Grenzen. Zum Glück machte die Frau keine Szene; sie heulte nicht keifend auf und überschüttete die Ankömmlinge nicht mit einer Flut von Vorwürfen und Verwünschungen. Sie blieb stumm, nahm ihren Mann liebevoll in Empfang und nickte den Begleitern

mit einem gequälten Lächeln zu. Monsieur Gaston stammelte schuldbewusst: «Du hast mich erwartet, mein Engel! Wie lieb von dir, mein Schatz. Ein nichtswürdiger Mensch bin ich, oh, wenn du wüsstest, wie ich mich verabscheue! Die Hölle wird mein Paradies sein! Und hier hast du meine barmherzigen Samariter, meine Freunde, meine Beschützer... Ausländer sind es — man sieht es ihnen auf weite Entfernung an... Denk dir, mein Schatz, dieser Mann hier ist aus Würzburg, ich habe dir doch von Würzburg erzählt, erinnerst du dich? Das ist tiefstes Germanien... Ach, lang ist's her! Und dieser junge Mann hier ist ein Suisse, ich habe beide eingeladen...»

Mit ruhiger, fast gelassener Stimme ersuchte die Frau die Fremdlinge einzutreten, während sie ihren Gatten behutsam in den Flur und dann ins Wohnzimmer führte. Monsieur Gaston hatte seine Stimme nicht gesenkt und keine Rücksicht auf die Neugier der übrigen Hausbewohner genommen, die vielleicht hinter den Türen lauschten.

Günter und Martin standen in einer fremden Wohnung, wie Gefangene fast, belämmert und sich überzählig fühlend. Zu deutlich wurde ihnen nun bewusst, dass sie Eindringlinge waren und nicht in diese Wohnung gehörten. Martin blickte seinen Weggenossen ratlos grinsend an. Er versuchte sich den Namen Monsieur Gastons einzuprägen, denn er hatte ihn auf einer Visitenkarte, die mit einem Reissnagel an der Tür befestigt war, gelesen: Raynaud lautete er — Gaston Raynaud.

Die mittelgrosse, schwarz gekleidete Frau beeindruckte die beiden. Ihr Haar war von einem tiefen, im Lampenlicht bläulich schimmernden Schwarz, und ihr Antlitz war noch immer schön, sehr ausgeglichen in seinen Proportionen, von einer stillen Würde, und die schwermütigen Augen steigerten und erhöhten diese Würde noch.

Raynaud hatte sich auf einen Stuhl fallen gelassen. Seine Trunkenheit wogte gleichsam auf und ab; er musste sich wie auf einer Schaukel fühlen. Einige Minuten konnte er äusserst lebhaft und beredt sein und plötzlich wieder dumpf in sich zusammensacken. Jetzt hatte er seinen Kopf mit den graumelierten spärlichen Haaren wieder auf seine verschränkten Arme gelegt.

Frank, der sich inzwischen gefasst und dem sehr unbehaglich zumute war, sagte, indem er beherrscht Wort neben Wort setzte: «Madame, wir möchten uns jetzt verabschieden, bitte entschuldigen Sie die Störung, wir... wir...»

(Fortsetzung folgt)